

19 FREIHEITEN

von Bettina Busse

Ich bin 1960 geboren, gehöre also zu einer Generation, die lange Zeit große Schwierigkeiten hatte, sich mit dem deutschen Staat zu identifizieren (fehlende Geschichtsaufarbeitung, NATO-Doppelbeschluss, Atomkraftwerke, Kahlschlagsanierungen ...).

Seit 1990 arbeite ich im öffentlichen Dienst, zunächst im Kulturamt, dann in der Jugendförderung des Bezirksamtes Kreuzberg. 2002 bin ich in das Neuköllner Kulturamt gewechselt, und in beiden Bezirken waren/sind auch die Jugendlichen mit Migrationshintergrund ein wichtiger Teil meiner Arbeit.

Immer deutlicher wurde mir in diesen Jahren, dass Kinder und Jugendliche Orientierungshilfen und auch Identifikationsfiguren brauchen, wenn sie in diesen Staat hineinwachsen sollen, unabhängig davon, welchen Schulabschluss sie schaffen oder welches ihre Muttersprache ist. Sie suchen nach Identifikationsmöglichkeiten, damit sie zufrieden und stolz sein können, in einem demokratischen Staat wie Deutschland zu leben und ein Teil der europäischen Gemeinschaft zu sein. Diese Identifikationsmöglichkeit ist unsere Generation ihnen schuldig geblieben.

Das Projekt „19 Freiheiten“ wird im Berliner Bezirk Neukölln realisiert, einem Bezirk, der mit etwa 160 verschiedenen Nationalitäten und fast ebenso vielen Sprachen einer der vielseitigsten Bezirke der ganzen Bundesrepublik ist. Hier finden sich je nach Wohnquartier die unterschiedlichsten Bevölkerungsstrukturen: eine hohe Dichte an MigrantInnen und Flüchtlingen im Norden Neuköllns, eher konservative SeniorInnen in der Gropiusstadt, Familien mit Kindern im Süden des Bezirks ...

Konflikte zwischen den verschiedensten Migrantengruppen, insbesondere unter Jugendlichen, werden häufig gewalttätig ausgetragen. Auch existieren bei Jugendlichen türkischer oder arabischer Herkunft z.T. Wertvorstellungen im Hinblick auf Ehe und Partnerschaft, die dazu führen, dass sogar vor Mord oder Zwangsheirat nicht zurückgeschreckt wird.

Fremdenfeindlichkeit und Rassismus sind bei der deutschen Bevölkerung sowohl im internationalen Norden als auch im deutsch dominierten Süden vorhanden; in beiden Teilen sind deutliche Ab- und Ausgrenzungsmechanismen zu registrieren; rechtsradikale Tendenzen wurden nicht nur bei Jugendlichen manifest. Bei den letzten Kommunalwahlen wurden zwei Abgeordnete der NPD in die Neuköllner Bezirksverordnetenversammlung gewählt, die Stimmanteile für die NPD lagen aber nicht nur im Süden des Bezirkes bei über fünf Prozent, sondern punktuell auch in Nord-Neukölln.

Den Impuls zur Entwicklung dieses Modellprojektes gaben verschiedene Beobachtungen, die in den letzten Jahren im Bezirk und darüber hinaus gemacht wurden:

- Jugendliche mit Migrationshintergrund neigen in Konflikten dazu, sich über alle Werte und Normen hinwegzusetzen.
- Jugendliche deutscher Herkunft pflegen häufig die Vorurteile über Einwanderer und MigrantInnen, die sie aus ihrem Elternhaus mitbringen.
- Jugendliche – vor allem männliche – können eher inhaltliche Anstöße verarbeiten, wenn diese von männlichen Personen der eigenen Herkunftskultur kommen oder wenn zumindest eine ähnliche Problemlage vermutet wird wie die eigene: Sie brauchen Vorbilder.
- Jugendliche mit Migrationshintergrund, die den Schritt aus dem „sozialen Getto“ heraus geschafft haben, können als MultiplikatorInnen in der Jugendarbeit hervorragend eingesetzt werden, da sie häufig am besten wissen, wo die Probleme liegen.

In abgewandelter Form beruht dieses Projekt auf der Idee der Peergroup; hier übernehmen Junge Erwachsene (z.T. nur wenige Jahre älter als ihre „Klientel“) die Regie vor Ort, d.h. Sozialisationsfunktionen. Sie üben untereinander soziale Verhaltensweisen und können sich über bestehende Probleme austauschen. In der z.T. notwendigen Ablösung und Emanzipation vom Elternhaus können diese Quasi-Peergroups der Workshop-LeiterInnen die notwendige Anregung und Unterstützung bieten. Auf der inhaltlichen Ebene sind die Auseinandersetzungen mit Quasi-Gleichaltrigen häufig effektiver als die mit LehrerInnen oder anderen Erwachsenen.

Das Projekt will

- Kindern und Jugendlichen aus dem Berliner Bezirk Neukölln die Inhalte des Grundgesetzes näherbringen.
- Kindern und Jugendlichen neue Kenntnisse und Fähigkeiten im Bereich künstlerisch-kreativen Gestaltens vermitteln, ihnen so eventuell auch neue Wege der Problembewältigung eröffnen.
- ihnen die Möglichkeit geben, sich in künstlerisch angeleiteten Workshops mit den Grundrechtsartikeln zu beschäftigen.
- ihnen Raum geben, um die entstehenden Workshops öffentlich zu präsentieren.
- Jugendliche aus Neukölln und junge KünstlerInnen der UdK weiterbilden zu Fragen des Grundgesetzes, der Anleitung von Gruppen, zu Verfassungen anderer Staaten, zu Grundregeln verschiedener Religionen, zur Geschlechtergerechtigkeit, zum Problem Rechtsradikalismus u.a.m.
- Jugendliche und junge KünstlerInnen dazu befähigen, im Anschluss an die Fortbildung Workshop-Konzepte zu entwickeln und die Schulklassen bei diesen Workshops anzuleiten.
- kreatives Erleben und Gestalten fördern.

Die Akteure

Das Netzwerk

Die drei wichtigsten Partner, die dieses Projekt ins Leben gerufen haben, sind das Kulturnetzwerk Neukölln e.V., das Institut für Kunst im Kontext (IfKiK) der Universität der Künste (UdK) Berlin und das Kulturamt des Bezirksamtes Neukölln.

Das Kulturnetzwerk ist ein gemeinnütziger Verein, der sich zur Aufgabe gemacht hat, im Berliner Bezirk Neukölln die Kunst- und Kulturvermittlung und Organisation zu befördern und zu vernetzen. Seit 1996 ist das Kulturnetzwerk ebenfalls

Träger von Beschäftigungsmaßnahmen und bei Förderanträgen für seine 44 Mitgliedseinrichtungen. Viele der Mitgliedseinrichtungen

wie die Werkstatt der Kulturen (Karneval der Kulturen), die Neuköllner Oper oder Traumpfad e.V. (mit Grimme-Preisträger Borscht.tv) sind weit über die Grenzen Berlins hinaus bekannt; auch das Kulturamt Neukölln ist Mitglied.

Das Institut für Kunst im Kontext bietet ein zweijähriges postgraduales Weiterbildungsstudium an, in dem ausgebildete KünstlerInnen unterschiedlicher Sparten sich der Vermittlung von Kunst und Kultur widmen. Sechzig Prozent der Studierenden dieses Masterstudiengangs kommen aus anderen Ländern, einige speziell für dieses Studium, andere, weil sie für eine längere Zeit in Berlin leben und arbeiten möchten. Sie sind im Schnitt zwischen 25 und 35 Jahren alt.

Das Kulturamt Neukölln ist eine bezirkliche Einrichtung. Es unterhält ein Museum, zwei Galerien und ein soziokulturelles Zentrum. Darüber hinaus organisiert das Kulturamt diverse interkulturelle Projekte, vergibt Gelder für dezentrale Kulturarbeit und kulturpädagogische Projekte und hält Kontakt zu vielen Künstlergruppen in Neukölln. Es hat sich seit Langem zur Aufgabe gemacht, Kunst und Kulturarbeit zu fördern, die den BewohnerInnen des Bezirks gerecht wird.

Für „19 Freiheiten“ stellte das Kulturnetzwerk einen Antrag beim Bundesprogramm „Vielfalt tut gut“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Das Modellprojekt ist auf drei Jahre angelegt. In diesen drei Jahren erfolgt die Förderung degressiv; d.h., im ersten Jahr wurden 75 Prozent der Mittel zur Verfügung gestellt, im zweiten Jahr 50 Prozent und im dritten Jahr werden nur noch 25 Prozent über das Bundesprogramm finanziert. Das hatte zur Folge, dass während der gesamten Projektlaufzeit die Bemühungen um weitere Drittmittel andauerten und keine Sicherheit bestand, dass das Projekt über die ganzen drei Jahre realisiert werden konnte. Die Projektmittel beinhalten auch eine Regiestelle, die im Kulturnetzwerk angesiedelt ist und die Geschäftsführung des Projektes wahrnimmt.

Das Kulturnetzwerk stellt damit den Rahmen des Projektes zur Verfügung und kann über sein Netzwerk auch die Kontakte zu Migrantenorganisationen oder die Erstellung der projekteigenen Homepage unterstützen. Die UdK stellt die KünstlerInnen zur Verfügung, integriert dieses Projekt in ihren Studiengang und betreut die KünstlerInnen. Gemeinsam mit dem Kulturrat ist die UdK für die künstlerische Gestaltung verantwortlich.

Das Kulturrat liefert das inhaltliche Konzept für das gesamte Projekt und nutzt den bezirklichen Rahmen für die Zusammenarbeit mit Schulaufsicht, Schulen, Jugendeinrichtungen und anderen Behörden (z.B. bei Kunstaktionen auf der Straße). Weiterhin stellt das Kulturrat Kontakte zu Geschäftsleuten und Quartiersmanagement her.

In dem oben beschriebenen Netzwerk arbeiten viele der beteiligten Personen seit Jahren in unterschiedlichen Kontexten zusammen und sind stets bestrebt, neue Personen und Organisationen in dieses Netzwerk einzubinden. So wurde für

dieses Projekt beispielsweise auch eine Overhead-Gruppe mit beratender Funktion eingerichtet; sie setzt sich aus Personen zusammen, die aus verschiedenen künstlerischen, politischen, kulturellen oder pädagogischen Zusammenhängen

kommen. So nehmen an dieser Runde u.a. ein Schulrat, der Leiter des August Bebel Instituts (ABI), eine Vertreterin des IfKiK und die Leiterin des Amtes für Kultur und Bibliotheken teil.

Die Jungen Erwachsenen

Den Begriff „Junge Erwachsene“ (JE) haben wir gewählt, um sie besser von den Jugendlichen aus den Schulklassen abzugrenzen; die JE sind zwischen 18 und 27 Jahre alt und für uns als MultiplikatorInnen im Projekt von zentraler Bedeutung.

Viele der JE mit Migrationshintergrund fühlen sich emotional mehr dem Herkunftsland ihrer Eltern zugehörig. Da sie meist in Deutschland geboren sind und eine deutsche Schullaufbahn durchlaufen haben, sind sie von ihrer Biografie her Berliner. Sie wissen, unter welchen Bedingungen man in Neukölln aufwächst, sie kennen das Gefühl, in mehreren Kulturen zu Hause zu sein oder sich zwischen mehreren Kulturen entscheiden zu müssen. Sie kennen den Spagat zwischen den Anforderungen, ein „guter“ türkischer Sohn und ein „guter“ Deutscher zu sein. Häufig verstehen sie zwei Sprachen und sind doch in keiner ganz zu Hause; subjektiv fühlen sie sich oftmals weniger wert. Diese JE haben Zugang zu den Jugendlichen zwischen 10 und 18 Jahren mit ähnlichem Hintergrund. Somit brauchen wir Deutschen sie, um die Inhalte dieses Projektes zu vermitteln.

Für das Projekt ist es nicht wichtig, welchen Bildungsabschluss diese JE haben, ihr Erfahrungshintergrund, ihre Bereitschaft, sich für die Ziele des Projektes einzusetzen sind wichtiger. Voraussetzung allerdings sind gute deutsche Sprachkenntnisse.

Die JE und die Studierenden der UdK erhalten jeweils eine Aufwandsentschädigung von 100 Euro unter der Voraussetzung, dass sie an allen Veranstaltungen der Fortbildung teilgenommen haben. Dieser finanzielle Anreiz ist als Motivationshilfe wichtig.

Die JE, die wir für dieses Projekt brauchen, werden in verschiedenen Orten in Neukölln persönlich angesprochen, z.B. in Jugendzentren, Fahrschulen, Fast-Food-Ketten, Vereinen und ähnlichen Orten. Dort bekommen sie unsere Telefonnummer, müssen uns anrufen, einen Termin im Kulturrat mit uns vereinbaren und pünktlich zu diesem Termin erscheinen. An dieser Hürde

scheiterten bisher ungefähr 30 Prozent der Interessierten. Sind sie dann bei uns im Bewerbungsgespräch, interessiert uns hauptsächlich ihr bisheriger Werdegang. Die Biografien, die hier geschildert werden, sind zum Teil sehr bemerkenswert: So ist z.B. ein deutsch-arabischer Bewerber in eine Grundschule gegangen, in der er das einzige Kind mit Migrationshintergrund und dunkler Haut war. Er erlebte diese Zeit als eine einzige Leidenszeit mit Mobbing und Missachtung, was sich auch auf seine schulischen Leistungen auswirkte. Als Folge erhielt er die Empfehlung zur Sonderschule. Inzwischen hatten die Eltern sich getrennt, der Vater hatte eine neue Partnerin arabischer Herkunft. Nun wurde er auf eine Hauptschule geschickt, welche mehrheitlich von SchülerInnen arabischer Herkunft besucht wurde. Um dort Anerkennung zu finden, lernte er innerhalb von kurzer Zeit Arabisch, da dies die Umgangssprache seiner MitschülerInnen war. Auf dieser Schule erfuhr er von der Lehrerschaft große Anerkennung, da er einer der wenigen Schüler war, welcher

fehlerloses Deutsch sprach. Seine schulischen Leistungen waren dort gut. Als er sich den arabischen „Initiationsriten“ seiner Umgebung anpasste (Messer tragen, erhöhte Gewaltbereitschaft), wurde er von den Eltern auf eine Gesamtschule mit gemischter Schülerschaft umgemeldet. Dort erwarb er ohne Probleme seinen Realschulabschluss und wurde von der Lehrerschaft ermutigt, das Abitur zu machen. Als wir ihn kennenlernten, wartete er auf einen Studienplatz für Pädagogik. Dieser junge Mann hatte für uns die optimalen Voraussetzungen, um am Projekt teilzunehmen.

Aber nicht nur er: Es gab auch Beispiele für Jugendliche ohne Hauptschulabschluss, die erfolgreich in unserem Projekt mitwirkten.

Als wir 2007 die erste Fortbildung starteten, war uns bewusst, dass es ein großes Wagnis ist, ausgebildete KünstlerInnen, die ein Aufbaustudium an der UdK absolvierten, mit diesen JE in einer Fortbildung zusammenzubringen und sie gemeinsam im Projekt arbeiten zu lassen. Bereits am ersten Fortbildungstag wurde klar, dass die ganz unterschiedlichen Bildungs- und Erfahrungshintergründe zum Teil heftig aufeinander prallten.

Die Studierenden

Unser Projekt ist Teil des viersemestrigen postgradualen Masterstudiengangs Art in Context der UdK Berlin. Die Studierenden können das Projekt im Rahmen des Moduls „Künstlerische Arbeit mit gesellschaftlichen Gruppen“ im ersten Semester wählen und darüber auch eine Semesterarbeit schreiben, indem sie ihr Projekt dokumentieren. Sie werden während des Projektes von DozentInnen und ProfessorInnen des Instituts betreut, welche mit uns zusammen das Konzept dazu entwickelt haben.

Außer einem abgeschlossenen Studium und dem Nachweis einer einjährigen Berufspraxis im künstlerischen Bereich sowie ausreichenden Deutschkenntnissen müssen sie keine weiteren Voraussetzungen erfüllen.

Die KünstlerInnen hatten alle einen interessanten Lebenslauf, einige von ihnen waren auch nur für diesen Studienaufenthalt in Deutschland, ein Drittel der Studierenden waren Deutsche. Herkunftsländer waren u.a. Hongkong, Israel, Brasilien, Griechenland, Kroatien, Italien, die Mongolei, Brasilien und Polen. Fast alle kamen aus akademischen Familien, im Gegensatz zu den Neuköllner JE. Viele der Studierenden müssen neben ihrem Studium ihren Lebensunterhalt verdienen oder haben Familie und sind daher zeitlich sehr eingespannt und wenig flexibel.

Zusammenarbeit zwischen Studierenden und Jungen Erwachsenen

„Ich heiße Ali, habe einen Hauptschulabschluss, aber ich bin nicht doof.“¹ Dieser Satz aus der Vorstellungsrunde zu Beginn der Fortbildung macht deutlich, mit welchem Selbstverständnis manche der JE in das Projekt einstiegen.

¹ Name geändert

Insgesamt verlief die Fortbildung harmonisch und spannend für alle Beteiligten, doch waren die Unterschiede in den Voraussetzungen zwischen den beiden Gruppen z.T. so groß, dass ein echtes gegenseitiges Verständnis, eine konstruktive Zusammenarbeit nur schwer zu erreichen war.

Im ersten Durchlauf wurden die acht Zweier-Teams erst zum Ende der Fortbildung gebildet und sollten dann gemeinsam ein Workshop-Konzept entwickeln: In dieser Phase scheiterten manche JE daran, dass sie in einen fremden Stadtteil zu einer fremden Person in eine für sie fremdartige Wohnung oder ein Atelier gehen und mit dieser Person gleichberechtigt zusammenarbeiten sollten (sprich: Wünsche aussprechen, Vorschläge machen und annehmen, Kritik üben und hören etc.). Für die Studierenden war es unvorstellbar, dass dies für die JE eine Hürde darstellte. Auch benutzten die Studenten oft Fremdwörter, welche die JE nicht verstanden, deren Bedeutung zu erfragen sie sich aber nicht trauten. Meist konnten die Studierenden sich in diese Situation nicht hineinfühlen; es fiel ihnen nicht auf, mit welchen elaborierten Codes sie sich zuweilen ausdrückten.

Für einige der Studierenden wurde die Zusammenarbeit so als Last empfunden; sie schwankten zwischen Ohnmacht und sozialarbeiterischem Engagement. Die inhaltliche Arbeit war schwierig. Der Tiefpunkt war erreicht, als ein JE im Kulturamt anrief und fragte, ob er nicht lieber mit einem der anderen JE zusammenarbeiten könne, mit „diesen Erwachsenen“ wäre es nicht möglich.

In vielen Einzelgesprächen konnte die Situation für alle erträglicher gemacht werden, es kostete aber viel Zeit, Verständnis für die jeweils andere Seite aufzubauen und Lösungsmöglichkeiten aufzuzeigen. Einige Studierende entwickelten ihre Workshop-Konzepte im Alleingang, weil sowohl die Zeit als auch die Kraft fehlte, um alle auftauchenden Probleme zu beseitigen. Auch war einigen Studierenden nicht klar, warum sie noch mit den JE zusammenarbeiten sollten. Als die Teams vor den Schulklassen standen, bemerkten sowohl die JE als auch die Studierenden, dass sie sich gegenseitig brauchten und sinnvoll ergänzten: Z.B. sprachen die JE eine Sprache, die der Sprache der SchülerInnen ähnlich ist, ihnen fiel die Kontaktaufnahme leicht, sie spürten auch, welche Gruppendynamik dort herrschte und fanden intuitiv den richtigen Umgang damit. Zusätzlich beherrschten sie oft noch Türkisch oder Arabisch und konnten den SchülerInnen auch auf diesen „Nebenschauplätzen“ begegnen.

Die Studierenden wiederum waren in der Lage, den Überblick zu bewahren, Strukturen aufzubauen und konnten den SchülerInnen das Handwerkszeug vermitteln und Anregungen geben, um die Themen künstlerisch umzusetzen.

Die Workshop-Phase im ersten Jahr

Im ersten Durchgang besuchten im Laufe von drei Monaten ungefähr 30 Schulklassen einen der acht ein-, zwei- oder dreitägigen Workshops: Die Gymnasien buchten meist einen Tag, die Realschulen zwei Tage und die Haupt-, Grund- und Sonderschulen waren eher bereit, diesem Thema drei Tage zu widmen. Je höher der angestrebte Bildungsabschluss war, desto weniger Zeit hatten die Schulen für außerschulische Bildungsangebote übrig, aus Sorge, den Unterrichtsstoff dann nicht mehr zu schaffen. Diese Tendenz hat sich seit der Einführung des mittleren Schulabschlusses, welcher lediglich für Realschulen und Gymnasien bindend ist, verschärft. Gleichzeitig ist den Nord-Neuköllner Schulen bewusst, dass in diesem Stadtteil ein viel größerer Teil ihrer Arbeit in den Bereich Sozialarbeit fällt; sie sind somit auch anderen Arbeitsformen und Herangehensweisen wesentlich aufgeschlossener gegenüber als manche KollegInnen aus dem Süden des Bezirks.

Die Workshop-Phase eröffneten wir mit einer Hauptschule. Zu LehrerInnen dieser Schule existieren seit Langem freundschaftliche Beziehungen, sodass ich mir sicher sein konnte, dass sie dem Projekt wohlwollend gegenüber standen, aber auch, dass kritische Aspekte offen diskutiert werden konnten.

Jeder Workshop, der zum ersten Mal stattfand, wurde von mir besucht, und im Anschluss erfolgte eine Auswertung mit dem Team. Die Workshop-LeiterInnen waren sehr aufgeregt, und es war klar, dass sie viele pädagogische Methoden nicht beherrschten. Dies wurde ihnen von den Klassen jedoch verziehen, da bei den Studierenden die künstlerische Arbeit im Vordergrund stand und die JE durch ihre Nähe zu den Jugendlichen von ihnen geschätzt wurden. Gab es trotzdem

Disziplinprobleme, wurden diese von den anwesenden Lehrenden behutsam gelöst, ohne in den inhaltlichen Prozess einzugreifen.

Die Auswertungsgespräche mit den Teams brachten teilweise ganz neue Aspekte zutage; so erzählte ein JE geradezu berauscht, wie es für ihn war, vor der Klasse zu stehen. Er war erstaunt, dass ihn alle respektierten und ihm zuhörten, und er stellte versonnen fest: „... und ich stand auf einmal auf der Seite der Guten!“ Dieser JE fühlte sich das erste Mal in einem Schulzusammenhang positiv wahrgenommen.

Viele der Studierenden sagten, dass sie froh gewesen seien, die JE als Workshop-LeiterInnen dabei gehabt zu haben, da diese intuitiv die Gruppenprozesse richtig einschätzten und sie sich somit mehr auf den künstlerischen Prozess konzentrieren konnten.

Bei den Auswertungsgesprächen mit den Lehrenden ist mir eine Situation besonders im Gedächtnis geblieben: Als mir die SchülerInnen einer Klasse nach dem Workshop auf der Treppe entgegenkamen und ich sie fragte, wie ihnen der Workshop gefallen habe, beklagten sie sich empört: „Stellen Sie sich vor, wir mussten lesen!“ An ihrem Tonfall wurde klar, dass sie dies als eine echte Zumutung empfanden. Als ich die LehrerIn darauf ansprach, erläuterte sie, dass diese achte Klasse äußerst lese- und schreibschwach sei, viele seien auf dem Stand eines Viertklässlers, sie sei diesem Problem aber nicht gewachsen, da sie Deutsch fachfremd unterrichte, aber dass ihr das tatsächliche Ausmaß des Problems erst in diesem Moment klar werde. Sie wolle sich in der restlichen Schulzeit bemühen, den SchülerInnen das Lesen als eine positive Tätigkeit nahe zu bringen.

Andere LehrerInnen boten an, dass sie unsere JE jederzeit als PraktikantInnen in der Schule nehmen würden, sollten sie dies wünschen. Leider ist solch ein Praktikum für keinen Beruf, der HauptschulabgängerInnen zugänglich ist, verwertbar.

Mit der Zeit stellte sich heraus, dass einige unserer JE in der Neuköllner Jugendszene schon vor dem Projekt „einen Namen“ hatten. Wodurch sie diesen erworben hatten, war uns bis zum Schluss nicht bekannt, jedoch gab es einen oder zwei von ihnen, die während des Projekts Gerichtstermine hatten. Zwei anderen mussten wir deutlich klarmachen, dass sie während ihrer Mitarbeit in unserem Projekt ihre Auseinandersetzungen mit anderen Jugendlichen in ihrer Freizeit nicht gewalttätig auszutragen hätten, dass dies für uns inakzeptabel sei, da sie für die Jugendlichen Vorbilder darstellten und das körperliche Austragen von Konflikten weder grundgesetzkonform noch mit den Projektzielen zu vereinbaren ist. Dies wurde von den JE akzeptiert, denn von weiteren Vorfällen haben wir nichts mehr gehört.

Einige Workshops thematisierten auch die Glaubensfreiheit. Bei der Abschlussveranstaltung der ersten Workshop-Staffel trugen SchülerInnen einen Rap über die verschiedenen Religionen vor. Als es um das Judentum ging, gab es im Publikum von arabischen Jugendlichen Reaktionen (Johlen), welche sowohl negativ als auch positiv gedeutet hätten werden können, jedoch wahrscheinlich negativ gemeint waren. In dieser Situation wäre es richtig gewesen, darauf zu reagieren, aufgrund der Uneindeutigkeit gelang es mir jedoch nicht, adäquat damit umzugehen. Für die Zukunft wäre es wichtig, auf solche Situationen vorbereitet zu sein, um den Jugendlichen widerzuspiegeln, dass wir die negative Ebene durchaus wahrnehmen, sie jedoch nicht akzeptieren.

Die Workshop-Phase im zweiten Jahr

In Süd-Neukölln war es viel schwieriger, die Schulen zur Mitarbeit zu bewegen, und nach den Erfahrungen des ersten Jahres war es uns wichtig, mit einer Schule intensiv zusammenzuarbeiten, um dieses Projekt mit der Schule diskutieren zu können und langfristig mehr über die Wirkung der Workshops zu erfahren. Auch hofften wir, dass die Schule sich für das Projekt verantwortlicher fühlte und dass Kritik schneller an uns herangetragen werden konnte. So entstand eine enge Kooperation mit der Fritz-Karsen-Gesamtschule, die als eigenes Projekt durch den Berliner Projektfonds kulturelle Bildung finanziell unterstützt wurde. Insgesamt 19 Klassen der Fritz-Karsen-Schule (Jahrgangsstufen 6 bis 9) besuchten einen jeweils zweitägigen Workshop.

Eine Kontaktlehrerin an der Schule, die wir aus früheren Projekten kannten, organisierte das Projekt an der Schule. Zusammen mit ihr stellten wir dieses in einer Gesamtkonferenz vor.

Jeder der sieben Workshops wurde drei- bis viermal durchgeführt. Fünf Konzepte hatten eine gute Resonanz, bei zweien gab es Probleme.

In einem Fall wurde ich nach dem ersten Tag von der Kontaktlehrerin angerufen. Sie teilte mir mit, dass der Workshop sehr schlecht strukturiert wäre, die Inhalte nicht verständlich seien und dass sie mit den SchülerInnen am zweiten Tag lieber wieder normalen Unterricht abhalten würde. Wir kamen überein, dass die Klasse doch auch den zweiten Tag des Workshops mitmachen sollte und ich persönlich anwesend sein würde. In dieser Gruppe war schon von vornherein geplant, dass am zweiten Tag eine andere Lehrerin die Klasse begleiten würde. Als ich dann dazu kam, herrschte das Chaos: Einige Schüler hatten während der Pause im nahe gelegenen Park randaliert, die Lehrerin vermisste ihre Jacke inklusive Portemonnaie und Schlüssel und die Workshop-Leitung hatte das Netzgerät für den Laptop vergessen, auf dem alle Materialien für den Tag gespeichert waren, sodass das wesentliche Arbeitsmaterial für den Tag nicht zur Verfügung stand. Die Workshop-Leitung wollte für die SchülerInnen eine 90-minütige Pause ansetzen, um das Netzgerät zu holen. Als sie dies den SchülerInnen mitteilen wollten, griff ich ein und beschloss spontan, eine Feedback-Runde mit allen Anwesenden unter meiner Leitung zu machen, da die Lehrerin und ich der Meinung waren, dass weitere 90 Minuten Pause nicht sinnvoll wären. SchülerInnen und Lehrerin begrüßten dies, die LeiterInnen waren jedoch sehr verärgert. Sie waren der Meinung, dass damit ihre Autorität von mir untergraben worden sei.

In der Gesprächsrunde stellte sich heraus, dass ein Großteil der SchülerInnen den ersten Tag nicht ausschließlich furchtbar fanden (wie im Telefonat vermittelt), sondern dass einige es auch genossen hatten, viel Zeit für einzelne Arbeitsgänge zur Verfügung zu haben, im Gegensatz zur Schule, in der sie viel ergebnisorientierter arbeiten mussten.

Wir kamen überein, dass die noch fehlenden Inhalte von den Workshop-LeiterInnen in der Schule an einem weiteren Tag bearbeitet werden sollten. Zusätzlich vereinbarten wir einen Termin, bei dem gemeinsam mit den LehrerInnen, den Workshop-LeiterInnen und mir der erste (misslungene) Workshop-Tag nachbereitet werden sollte. Bei diesem Termin stellte sich heraus, dass die JE während des Vorgesprächs mit der Klasse in der Schule ihren Workshop als spannend und Spaß machend angekündigt hatten im Gegensatz zur langweiligen Schule. Die Lehrerin fühlte sich davon gekränkt und herabgesetzt und beschloss daraufhin, den Workshop-LeiterInnen ihre Unterstützung, auf die diese offensichtlich keinen Wert legten, zu versagen. Somit stand dieser Workshop unter keinem guten Stern. Den Workshop-LeiterInnen war weder bewusst, dass sie sich so negativ über Schule geäußert hatten, noch dass sie die Lehrerin dadurch gekränkt hatten. Im Verlauf dieses Gesprächs wurde der Lehrerin klar, dass diese JE wohl eine sehr schlechte Schulzeit erlebt hatte und es außerhalb ihrer Vorstellung war, dass Schule etwas Positives sein kann. Die Lehrerin bot den Workshop-LeiterInnen daraufhin an, sich mit ihnen zusammzusetzen und ihnen Tipps zu geben, wie sie den Workshop didaktisch verbessern könnten.

Als Konsequenz dieser Erfahrung wird in der dritten Fortbildungsphase ein Modul zur Verarbeitung der eigenen Schulzeit angeboten werden.

Neues im zweiten Jahr

Im ersten Jahr fiel uns auf, dass die Geschäftsleute, die in der Umgebung der Aktionsgalerie ihre Läden hatten, neugierig und interessiert auf unser Projekt reagierten, wir aber nicht daran gedacht hatten, sie in das Projekt mit einzubeziehen. In Rudow, das am südlichen Rand von Neukölln liegt und das sich den Charme eines Dorfes zu großen Teilen bewahren konnte, sollte dies nun anders werden.

Die Gewerbetreibenden hatten sich schon vor Jahren zu einem Verein zusammengeschlossen (Aktionsgemeinschaft Rudower Geschäftsleute e.V.), um sich gemeinsam in der Öffentlichkeit zu präsentieren. Wir trafen uns mit den Geschäftsleuten, stellten ihnen unser Projekt vor und entwickelten die Idee, dass in jedem Geschäft im Schaufenster während der dreimonatigen Workshop-Phase ein Artikel des Grundgesetzes künstlerisch dargestellt werden könnte. Trotz einiger Skepsis war die Mehrheit der Ladenbesitzer bereit, sich darauf einzulassen.

Anfang November 2008 rief der Verein bei uns an und stellte folgendes Problem dar: Die Rudower Geschäftsleute wollten am zweiten Adventswochenende einen Weihnachtsmarkt gestalten. Am gleichen Tag hatten die Rechten beschlossen, an der „Spinne“² eine Demonstration zu veranstalten. Um diesen rechten Aufmarsch zu verhindern (im Vorjahr hatte eine ähnliche Situation den Weihnachtsmarkt gesprengt, da sowohl Polizei als auch GegendemonstrantInnen die ganze Umgebung okkupiert hatten), behauptete der AG Rudower Geschäftsleute e.V., dass die „Spinne“ für den Weihnachtsmarkt gebraucht würde und nicht für ein Demonstration zur Verfügung stünde. Ihre Bitte an uns war, sich etwas auszudenken, was auf dem Platz stattfinden könne, weil die Anzahl der Weihnachtsmarktstände nicht ausreichte, um den Platz zu besetzen.

Gemeinsam mit dem IfKiK wurde die Idee entwickelt, den ganzen Platz mit phosphorisierender gelber und grüner Wolle mit Hilfe von PassantInnen und AnwohnerInnen zwischen Bäumen, Büschen und Laternenmasten zu „verspinnen“. Es entstand ein riesengroßes Spinnennetz als temporäre Kunstaktion.

Diese aus der Not geborene gemeinsame Aktion, das Projekt „Rudower Vielfalt“, war unsere Eintrittskarte, um intensiver mit den Rudower Geschäftsleuten und AnwohnerInnen zusammenzuarbeiten.

Neben der Gestaltung der Schaufenster entwickelten die KünstlerInnen Papiertragetüten, auf denen jeweils ein Grundgesetz zeichnerisch dargestellt war; diese erhielten die KundInnen bei ihren Einkäufen in Rudow. Zudem wurden Interviews mit PassantInnen und Geschäftsleuten zum Thema Grundgesetz geführt, welche auf Monitoren in den Läden zu hören und zu sehen waren. Zugleich sah eines der Workshop-Konzepte die Erarbeitung von sogenannten „Freischildern“ vor: Die SchülerInnen entwarfen Piktogramme zu einem der Grundrechte, und diese Darstellungen wurden wie Straßenschilder in Rudow angebracht.

So entstand insgesamt der Eindruck, dass die Rudower Dorfstraße sich verändert hatte, weil an allen Ecken und Enden Teile des Grundgesetzes an der Straße „hervorblitzten“. Die Aktionen wurden unter den BewohnerInnen heftig diskutiert, aber es mehren sich die Stimmen, die ähnliche Aktivitäten weiterführen wollen.

Die Finanzierung der Straßen- und Schaufenster-Aktionen wurde durch Anträge der KünstlerInnen vom IfKiK beim LAP (Lokaler Aktions-Plan für Vielfalt, Toleranz und Demokratie gegen Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit) abgesichert.

Neues im dritten Jahr

Das Modellprojekt „19 Freiheiten“ nimmt sich selbst das Recht auf Weiterentwicklung und Veränderung heraus. Um den koordinatorischen Aufwand etwas zu verringern, wurde z.B. beim zweiten Durchlauf die Anzahl der Workshop-Leitung-Teams auf sieben beschränkt; das hat zusätzlich den Vorteil, dass die Teams öfter die Möglichkeit haben, ihren Workshop durchzuführen, oder ihn beispielsweise mit unterschiedlichen Altersstufen auszuprobieren.

Die Kooperation mit nur einer Schule während einer Workshop-Phase macht diese für die Schule wesentlich intensiver; geschuldet war diese Konzeptänderung zunächst den Anforderungen der Geldgeber; sie hat sich als sinnvoll erwiesen. Das sind nur zwei Beispiele, wie sich Projektkonzeptionen im Verlauf ihrer Realisierung stetig verändern (müssen). Auch die dritte Phase des Projektes wird eine neue Etappe darstellen, bei der zum jetzigen Zeitpunkt noch vieles unklar ist:

Ist es überhaupt sinnvoll, in eine kommunale Galerie zu gehen, statt einen neuen Laden an einer Verkaufsstraße zu suchen, der unter Umständen besser die Neuköllner Öffentlichkeit erreicht?

Die dritte Workshop-Phase muss möglicherweise aus finanziellen Gründen verkürzt werden – soll man sich aus finanziellen Gründen dann wieder nur auf eine Schule beschränken, oder ist das Gießkannenprinzip doch sinnvoll?

² Die „Spinne“ ist ein Parkplatz am Ende der Dorfstraße, der seit Jahren als Treffpunkt der Rechtsextremen dient.

Interesse an der Fortbildung melden momentan vor allem AbiturientInnen an – aber ist eine so homogene Gruppe hilfreich für die Erreichung der Projektziele?

Im Moment treiben uns noch sehr viel mehr Fragen um. Wie sie von uns oder von den Verhältnissen beantwortet werden, wird die Zukunft zeigen.

Der Beitrag wurde im Katalog: „19 Freiheiten“, Ein Projekt des Kulturnetzwerkes Neukölln in Zusammenarbeit mit dem Kulturamt Neukölln und der Universität der Künste Berlin von 2007 bis 2010, veröffentlicht. Berlin-Neukölln 2010.